

MELISSA ALBERT



HAZEL  
WOOD

WO ALLES BEGINNT

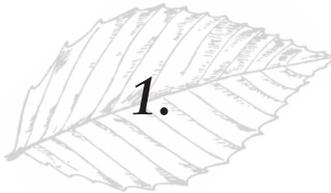
Aus dem Amerikanischen  
von Fabienne Pfeiffer

Dressler Verlag · Hamburg

*In Liebe und Dankbarkeit für meine Eltern,  
die mir nie ein Buch aus der Hand genommen haben.*

*Fort ging ich in den Haselwald,  
Weil Feuer war in meinem Kopf.*

– W.B. Yeats, »Das Lied des irrenden Aengus«



*Althea Proserpine zieht ihre Tochter mit Märchen groß. Einst war sie ein Mädchen namens Anna Parks, das um die Mitte des Jahrhunderts mit Scharen anderer Träumer und einem Koffer voller Hoffnungen im Gepäck nach Manhattan kam. Dann verschwand sie. Als sie schließlich zurückkehrte, brachte sie es zu fragwürdigem Ruhm – schillernd auf eine Weise, düster auf andere. Nun ist sie abermals verschwunden, geflohen in ein turmbewehrtes Haus tief in dunklen Wäldern. Dort lebt sie mit ihrer fünfjährigen Tochter und ihrem Ehemann, einem leibhaftigen Adligen – sie kommt von den Märchen einfach nicht los. Als ich sie am Telefon habe, ist ihre Stimme so verführerisch wie das berühmteste Foto, das es von ihr gibt – mit dem Ring und der Zigarette. Ich frage, ob ich vorbeikommen und persönlich mit ihr reden könne, und ihr Lachen gleicht heißem Whiskey auf Eis. »Du würdest dich auf der Suche nach mir verirren«, sagt sie. »Du bräuchtest Brotkrumen oder eine Spule Garn.«*

»Die Königin des Hinterlands«, *Vanity Fair*, 1987

Meine Mutter ist mit Märchen großgezogen worden, aber ich bin auf Highways aufgewachsen. Meine früheste Erinnerung: der Geruch heißen Asphalts und der Anblick des Himmels durch das Schiebedach, als blauer Fluss, der über uns dahinjagt. Meine Mom meint, das sei unmöglich – unser Auto hat gar kein Schiebedach. Doch wenn ich die Augen schließe, kann ich alles genau so vor mir sehen, also halte ich daran fest.

Hunderte von Malen haben wir das Land durchquert, in unserer

alten Klapperkiste, die nach Pommes, abgestandenem Kaffee und einem künstlichen Erdbeeraroma riecht, seit ich einmal meinen Tinkerbell-Lippenstift in die Lüftungsschlitze der Klimaanlage gestopft habe. Wir haben an so vielen verschiedenen Orten und bei so vielen unterschiedlichen Menschen übernachtet, dass ich nie wirklich gelernt habe, mich vor Fremden in Acht zu nehmen.

Deshalb bin ich im Alter von sechs Jahren in den alten blauen Buick eines rothaarigen Mannes gestiegen, den ich nie zuvor gesehen hatte, und ganze vierzehn Stunden bei ihm mitgefahren – mit zwei Toilettenpausen und einem Halt, um Pfannkuchen zu essen –, bevor die Polizei uns angehalten hat. Eine Kellnerin hatte mich auf die Beschreibung aus dem Radio hin erkannt und den Notruf gewählt.

Zu diesem Zeitpunkt war ich bereits dahintergekommen, dass der Mann nicht der war, der er zu sein behauptete: ein Freund meiner Großmutter Althea, der mich zu ihr bringen wollte. Schon damals lebte Althea zurückgezogen in ihrem großen Haus und ich hatte sie noch nie getroffen. Sie hatte keine Freunde, nur Fans, und meine Mutter erklärte mir, ein solcher Fan sei auch der Mann. Ein Fan, der mich dazu benutzen wollte, an meine Großmutter heranzukommen.

Nachdem feststand, dass ich unverletzt war, und nachdem die Polizei den rothaarigen Mann als Herumtreiber identifiziert hatte, der einige Meilen von unserer Unterkunft in Utah entfernt ein Auto gestohlen hatte, entschied meine Mutter, dass wir nie wieder über den Vorfall reden würden. Sie wollte nichts davon hören, wenn ich ihr erzählte, der Mann sei nett gewesen, habe mir Geschichten erzählt und ein warmes Lachen gehabt, das mich tief in meinem sechsjährigen Herzen hatte glauben lassen, er sei in Wirklichkeit mein Vater und gekommen, um mich zu sich zu holen. Durch einen Einwegspiegel hatte man ihr auf der Polizeiwache den rothaarigen Mann in Untersuchungshaft gezeigt, und sie schwor, ihn nie zuvor gesehen zu haben.

Ein paar Jahre lang hielt ich stur an der Überzeugung fest, er sei mein Dad. Und als wir Utah nach seiner Verhaftung verließen, um

uns für ein paar Monate in einer Künstlerkommune außerhalb von Tempe einzuquartieren, hatte ich Sorge, er würde mich nicht wiederfinden können.

Das hat er auch nicht. Mit neun erkannte ich dann, was tatsächlich hinter meiner heimlichen Überzeugung steckte: ein kindlicher Wunschtraum. Ich packte ihn ordentlich weg wie all die anderen Dinge, die ich nicht mehr brauchte – alte Spielsachen, Einschlafrituale, zu klein gewordene Kleider. Meine Mom und ich lebten wie Vagabunden: Wir ließen uns an abenteuerlichen Orten nieder, blieben bei Freunden, bis deren Gastfreundschaft an den Ellenbogen durchgescheuert war, und zogen anschließend weiter. Wir konnten es uns weder leisten, nostalgisch zu werden, noch hatten wir je Gelegenheit, zur Ruhe zu kommen. Bis zu jenem Jahr, in dem ich siebzehn wurde und Althea in Hazel Wood starb.

Als meine Mutter – Ella – den Brief bekam, überlief sie ein Schauer. Und das, noch bevor sie ihn geöffnet hatte. Der Umschlag war pastellgrün, bedruckt mit ihrem Namen und unserer derzeitigen Adresse. Wir waren erst am Vorabend angekommen, und ich fragte mich, wie der Brief uns gefunden hatte.

Meine Mutter nahm einen Brieföffner aus Elfenbein vom Tisch neben sich, denn die Leute, deren Wohnung wir gerade hüteten, fanden es anscheinend schick, sie mit Teilen ermordeter Elefanten zu dekorieren. Mit zitternden Händen schlitze sie den Umschlag unsauber entlang der Kante auf. Ihr Nagellack war so rot, dass es aussah, als hätte sie sich dabei geschnitten.

Als sie den Brief auseinanderfaltete, ließ das Licht schwarze Textblöcke durch die Rückseite schimmern. Lesen konnte ich sie allerdings nicht.

Ella gab ein Geräusch von sich, das ich von ihr nicht kannte: ein kaum fassbares, schmerzerfülltes Keuchen, das meinen Atem stocken ließ. Sie hielt sich das Papier dicht vors Gesicht, was ihrer Haut einen blassen, selleriegrünen Teint verlieh, und ihre Lippen bewegten sich

lautlos, während sie wieder und wieder die Worte las. Dann knüllte sie den Brief zusammen und warf ihn in den Müll.

In der Wohnung – einem beengten Apartment in der Upper West Side von New York, das nach teurer französischer Seife und nassem Yorkshire Terrier roch – durften wir eigentlich nicht rauchen. Trotzdem zog Ella jetzt eine Zigarette hervor und steckte sie sich mit einem antiken Kristallfeuerzeug an. Gierig sog sie den Rauch ein und trommelte mit den Fingern einer Hand gegen den schweren grünen Stein, der an einer Kette um ihren Hals lag.

»Meine Mutter ist tot«, stieß sie hervor, als sie das nächste Mal ausatmete, und hustete dann.

Die Neuigkeit traf mich wie eine Unterwasserbombe, die man nicht kommen sieht: ein plötzlicher Schlag in meinen Bauch, ein Schmerz, der immer weiter ausstrahlte. Doch es war schon lange her, dass ich meine Stunden damit zugebracht hatte, von Althea zu träumen. Die Nachricht hätte mir überhaupt nicht wehtun sollen.

Ella kauerte sich vor mich hin und legte mir ihre Hände auf die Knie. Ihre Augen glänzten, waren jedoch trocken. »Das ist nichts ... Verzeih mir, aber das ist nichts Schlimmes. *Wirklich* nicht. Für uns könnten sich dadurch ein paar Dinge ändern, vielleicht ...« Ihre Stimme brach, bevor sie zu Ende sprechen konnte. Sie legte den Kopf auf meine Knie und schluchzte einmal auf. Es war ein hoffnungsloser Laut, der anderswo hingehörte – nach draußen auf dunkle Straßen, wo es nach modrigen Blättern roch, und nicht in dieses hell erleuchtete Zimmer inmitten einer lauten, hellen Stadt.

Als ich ihren Scheitel küsste, roch ich billigen Tankstellenkaffee und den Rauch, der sich von ihrer Zigarette nach oben kräuselte. Sie atmete ein und wieder aus und sah hoch in mein Gesicht.

»Weißt du, was das für uns bedeutet?«

Ich starrte sie an und blickte dann in dem Zimmer umher, in dem wir saßen: prunkvoll und spießig. Das Zuhause fremder Leute. »Moment! Bedeutet das, wir erben Hazel Wood?«

Das Anwesen meiner Großmutter, das ich bisher nur auf Fotos

gesehen hatte, fühlte sich an wie ein Ort, an den ich mich aus einer anderen, einer selbst ausgedachten Kindheit erinnerte. Einer Kindheit, in der ich auf Pferden geritten und ins Ferienlager gefahren war. Es war der Tagtraum, in den ich mich flüchtete, wann immer ich eine Pause brauchte von der endlosen Folge an Highways und neuen Schulen und dem Geruch fremder Häuser. In solchen Momenten versetzte ich mich in diese ferne Welt aus Springbrunnen und Hecken, aus Cocktailgläsern und Pools, deren Wasser so strahlend funkelte, dass man beim Hinsehen die Augen zusammenkneifen musste.

Da legten sich die knöchigen Finger meiner Mutter um mein Handgelenk und zogen mich fort von den farbenprächtigen Rasenflächen Hazel Woods. »Gott, nein! Niemals. Es bedeutet, dass wir *frei* sind.«

»Frei wovon?«, fragte ich dumm, aber sie gab keine Antwort. Stattdessen stand sie auf, warf ihre halb gerauchte Zigarette in den Müll direkt auf den Brief und ging hoch aufgerichtet aus dem Zimmer, als hätte sie etwas Wichtiges zu tun.

Kaum war sie fort, schüttete ich kalten Kaffee auf das Feuer im Mülleimer und zog den nassen Brief wieder hervor. Teile davon waren bereits zu Asche zerfallen, doch ich strich die durchweichten Reste auf meinen Knien glatt. Die Schrift war so dicht und sonderbar gesetzt wie der Text in alten Telegrammen.

Der Brief wirkte nicht neu. Er roch sogar, als wäre er aus der Vergangenheit abgeschickt worden. Ich stellte mir vor, dass jemand ihn auf einer dieser alten Schreibmaschinen abgetippt hatte, wie sie auf der Postkarte mit Françoise Sagan zu sehen war, die ich mir – egal, wo wir übernachteten – über das Bett hängte. Ich atmete seinen Duft nach Asche und pudrigem Parfüm ein und überflog, was vom Text übrig war. Viel war es nicht: ... *sprechen wir Ihnen unser Beileid aus* ... und ... *kommen Sie, so schnell Sie es einrichten können*.

Und dann noch ein einzelnes, einsames Wort inmitten eines Meeres aus angesengtem Papier: *Alice*. Mein Name. Was davor oder danach kam, konnte ich nicht entziffern und fand auch keinen weiteren Hinweis auf mich. Ich ließ den nassen Fetzen zurück in den Müll fallen.



Bis Althea Proserpine (geborene Anna Parks) ganz allein auf dem prachtvollen Anwesen, das sie Hazel Wood getauft hatte, starb, waren meine Mutter und ich unser gesamtes Leben lang vom Unglück verfolgt gewesen. Wir zogen mindestens zweimal im Jahr um, manchmal häufiger, und doch fand uns das Unglück stets aufs Neue.

In Providence, wo meine Mutter Kunstunterricht für Senioren anbot, wurde in einer regenlosen Augustnacht das gesamte Erdgeschoss des Hauses, das wir gemietet hatten, überflutet. In Tacoma kroch eine Wildkatze durch ein Fenster unseres Trailers, pinkelte auf all unsere Sachen und fraß das letzte Stück meines Geburtstagskuchens.

In Los Angeles versuchten wir, ein ganzes Schuljahr in einem Gästehaus zu überstehen, das Ella von einer ernsten Hippiefrau mit Treuhandfonds gemietet hatte, als sich nach vier Monaten bei deren Ehemann Symptome chronischer Müdigkeit einstellten. Nachdem Ella ins Haupthaus gezogen war, um den beiden unter die Arme zu greifen, stürzte die Decke im großen Schlafzimmer ein und die Hippiefrau fiel beim Schlafwandeln in den Pool. Wir wollten nicht warten, bis es Tote gab, also zogen wir weiter.

Wenn wir unterwegs waren, behielt ich die Autos hinter uns immer mit Adлераugen im Blick, so als könnte das Unglück menschliche Gestalt annehmen und uns in einem Minivan verfolgen. Aber das Unglück war raffinierter. Es ließ sich nicht überlisten. Man konnte bloß weiterziehen, sobald es einen ins Visier genommen hatte.

Nach Altheas Tod zogen wir nicht mehr um. Ella überraschte mich mit dem Wohnungsschlüssel zu einem Apartment in Brooklyn und

wir zogen mit unserem kümmerlichen Hausrat ein. Es vergingen Wochen, dann Monate. Ich war nach wie vor wachsam, doch unsere Koffer blieben unter dem Bett. Im Laufe des Tages nahm das Licht in unserer Wohnung sämtliche Farbnuancen von Metall an – ein gleißendes Platin am Morgen, Gold am Nachmittag und das Bronze vom Glanz der Straßenlaternen am Abend. Stundenlang konnte ich dabei zusehen, wie sich das Licht über unsere Wände ergoss und veränderte. Es war mein.

Trotzdem bemerkte ich weiterhin Schatten des Unglücks: eine Frau, die mir durch einen Secondhand-Buchladen folgte, mir etwas Unanständiges ins Ohr flüsterte und dabei das Handy aus der Tasche klaute; Straßenlaternen, die eine nach der anderen direkt über meinem Kopf erloschen, wenn ich nach Mitternacht die Straße entlangging; denselben Straßenmusiker, der eine Woche lang mit seiner Gitarre in jeder Bahn auftauchte, in die ich einstieg, und in seinem unheimlichen Tenor »Go Ask Alice« sang.

»Pah«, hatte Ella gesagt. »Das ist kein Unglück, das ist New York.«

Seit dem Tod ihrer Mutter hatte sie sich verändert. Sie rauchte weniger, nahm etwas an Gewicht zu und kaufte sich ein paar T-Shirts, die nicht schwarz waren.

Dann kamen wir eines Abends nach Hause in die Wohnung und fanden anstelle unserer Fensterscheiben glitzernde Scherbenhaufen vor. Ella presste die Lippen aufeinander und sah mich an. Ich machte mich schon auf den Abmarschbefehl gefasst, doch sie schüttelte nur den Kopf.

»New York.« Ihre Stimme klang bestimmt und unnachgiebig. »Kein Unglück mehr für uns, Alice. Hörst du? Das ist vorbei.«

Also ging ich auf eine öffentliche Schule. Ich hängte zu Weihnachten Lichterketten über den Kaminsims hinter unserem Bett und nahm einen Job in einem Café an, das nach Sonnenuntergang zu einer Bar wurde. Ella fing an, über Dinge zu reden, über die sie nie zuvor gesprochen hatte: unsere Wände zu streichen, ein neues Sofa zu kaufen. Collegenbewerbungen.

Dieser letzte Punkt war es, der uns in Schwierigkeiten brachte – Ellas Traum von einem normalen Leben für mich, einem Leben mit Zukunft. Denn wenn man sein ganzes Leben auf der Flucht verbracht hat, wie lernt man dann, innezuhalten? Wie bekommt man heraus, wie man sein Haus aus Stroh in eines aus Backstein verwandeln kann?

Ella versuchte es so, wie wir es in Filmen gesehen hatten – in all den verlogenen Fernsehserien, die wir in Motelzimmern und gemieteten Bungalows geschaut hatten, in umgebauten Gartenhütten und Gästehäusern und einmal sogar in einem Studentenwohnheim.

Sie heiratete sich hoch.

Grelles Oktoberlicht stach mir in die Augen, als die Bahn über die Brücke nach Brooklyn ratterte. Mein Kopf war voll mit der scheiternden Ehe meiner Mutter und gefühlt hatte ich fünf gebrochene Zähne im Mund. Schon mein ganzes Leben lang kämpfte ich mit Aggressionen, gegen die Ella mit Meditations-CDs anging, mit billiger Reiki-Therapie, die sie sich mithilfe eines Buchs selbst beigebracht hatte, und mit einer Kieferschleife, die ich tragen sollte, jedoch nicht ausstehen konnte. Tagsüber verbiss ich mir jedes böse Wort über meinen Stiefvater. Nachts ließ ich meine Wut an meinen Zähnen aus.

Der Mann, den meine Mutter – keine vier Monate, nachdem er sie im Rahmen einer Abendveranstaltung, bei der sie Cocktails servierte, zum ersten Mal um eine Verabredung gebeten hatte – geheiratet hatte, bewohnte ein Apartment im zweithöchsten Stockwerk eines Gebäudes in einer Nebenstraße der Fifth Avenue. Er hieß Harold, war reich wie Krösus und hielt die Schriftstellerin Lorrie Moore für eine Wandfarbenmarke. Mehr musste man über Harold nicht wissen.

Ich war auf dem Weg zum *Salty Dog*, wo ich den ersten Job gefunden hatte, für den ich je lange genug am selben Ort gelebt hatte. Das Café gehörte einem Pärchen aus Reykjavík, das mich durch einen sechsstündigen Kaffeeverkostungsmarathon gejagt hatte, bevor ich

auch nur die Kaffeemaschine sauber machen durfte. Für mich war es ein guter Job, denn ich konnte mich so viel einbringen, wie ich wollte. Ich konnte hart arbeiten, perfekten Kaffee zubereiten und zu allen Kunden, die durch die Tür kamen, freundlich sein. Oder ich konnte auf Autopilot schalten und mit niemandem reden und bekam dennoch kaum weniger Trinkgeld.

An jenem Tag verlor ich mich im behaglichen Rhythmus des Cafés, brühte Espresso und Filterkaffee auf, griff mit Silberzangen nach Scones und atmete den verbrannten Karamellduft der gemahlenden Bohnen ein.

»Guck jetzt nicht hin, aber der Typ mit dem Hut ist da«, flüsterte mir meine Kollegin Lana ins Ohr. Lana war angehende Keramikerin in ihrem zweiten Jahr am Pratt Institute, sah aus wie David Bowies noch attraktivere Schwester und trug abgrundtief hässliche Klamotten, die an ihr trotzdem gut aussahen. Diesmal steckte sie in einem viel zu weiten orangefarbenen Jumpsuit, der an das Outfit eines Guerrillakämpfers erinnerte. Sie roch, wie Michelangelo gerochen haben musste – nach Gipsstaub und Schweiß. Auch das passte irgendwie gut zu ihr.

Bei dem Typen mit dem Hut handelte es sich um den Kunden, den wir am wenigsten leiden konnten. Lana tat, als sei sie vollauf damit beschäftigt, den Milchaufschäumer zu reinigen, sodass natürlich ich mich um ihn kümmern musste.

»Hey, Alice«, sagte er, wobei er eine Show daraus machte, mein Namensschild zu lesen, obwohl er jeden Tag vorbeikam. Er nickte im Takt zur Musik von T. Rex, die aus Lanas Handy ertönte. »Coole Beats. Sind das die Stone Roses?«

»Oh. Mein. Gott«, flüsterte Lana überdeutlich.

Er starrte volle zwei Minuten lang die Speisekarte an und trommelte dabei mit den Fingern auf die Theke. Ärger sammelte sich brodelnd unter meiner Haut, während ich wartete. Schließlich bestellte er das Gleiche wie immer. Ich stopfte seine Cantuccini in eine Tüte, reichte ihm eine Flasche Mineralwasser und stellte mich hinter die

Kasse, um dem komplizierten Abklatschritual zu entgehen, das er mir bei meinen letzten fünf Schichten beizubringen versucht hatte.

Ich beobachtete, wie er davonging, und hasste seinen kurzen Stummelhals, die feinen blonden Haare auf seinen Armen und sein nervöses Fingerschnippen, das überhaupt nicht zum Takt der Musik passte. Mein Blutdruck rauschte nach oben, als er im Vorbeigehen eine sitzende Frau streifte und ihr dann entschuldigend die Hände auf die Schultern drückte.

»Gott, was für ein Arschloch«, sagte Lana in voller Lautstärke und sah zu, wie der Typ mit dem Hut auf dem Weg nach draußen mit der Tür kämpfte. Sie stieß mich mit der Hüfte an. »Alice, entspann dich. Du siehst aus, als würdest du ihn am liebsten erwürgen. Ist doch bloß die Hutablage.«

Mein Ärger ebte ab und ließ brennende Scham zurück. »Ich hatte nicht vor ...«, setzte ich an, doch Lana schnitt mir das Wort ab. Darin war sie immer gut.

»Hab ich dir schon erzählt, dass ich Christian nackt gesehen habe?« Sie stützte ihr Kinn in die Hände.

Christian war unser Boss. Er hatte eine zierliche, wunderhübsche Frau und ein riesiges, rotgesichtiges Baby, das aussah wie die Dämonen in Holzschnittbüchern. Ich suchte nach einem harmlosen Grund, aus dem Lana ihn unbekleidet gesehen haben könnte – vergeblich.

»Bist du ... hast du ihn nackt gesehen, weil du mit ihm geschlafen hast?«

Sie lachte, als sei sie um ein Vielfaches weltgewandter als ich. Was natürlich stimmte, aber im Ernst: Fick dich, Lana. »Kannst du dir das vorstellen? Luisa würde ihr gruseliges Baby auf mich hetzen. Nein, er hat mich mit einer Skulptur der Familie beauftragt.«

»Nackt?«

»Jep«, sagte sie, verlor aber bereits das Interesse an ihrer Geschichte.

»Oh. War er ... war es eklig?«

Sie zuckte mit den Schultern, längst wieder in ihr Handy vertieft.

Als Ella anfing, mit Harold auszugehen, kam mir die Idee, mich mit Lana anzufreunden, damit auch ich jemanden für mich hätte. Doch so richtig hatte das nicht funktioniert. Sie war eher auf Publikum als eine Freundin aus.

Ich schnappte mir einen Lappen und trat hinter der Theke hervor, um Geschirr abzuräumen, nur damit Lana zur Abwechslung einmal ein paar Getränke zubereiten musste. Während ich mich zwischen den Tischen hindurchschlängelte, überfiel mich dieses kribbelnde Gefühl zwischen den Schulterblättern, als würde ich beobachtet. Ich bin nicht Lana – ich ziehe selten Aufmerksamkeit auf mich – und stellte mich daher entsprechend ungeschickt an. Ich stieß eine Teetasse um, fluchte laut und wischte die Sauerei auf. Dabei nahm ich die Gäste genauer unter die Lupe.

An einem Tisch drängte sich eine Gruppe Frauen mit blitzenden Verlobungsringen um Tassen mit grünem Tee und einen einzelnen Kokos-Donut mit vier Gabeln. Zwei komplett gleich aussehende, bärtige Typen in karierten Hemden saßen an unterschiedlichen Tischen über identischen Laptops, ohne sich des jeweils anderen bewusst zu sein. Eine Frau versuchte, *Jane Eyre* zu lesen, und warf dabei immer wieder verstohlene Blicke zu der abgesspannten Mutter am Nebentisch hinüber, deren Säugling in einem fort seinen Löffel auf den Tisch schlug. Und in der Nähe der Tür saß ein Mann mit Carhartt-Jacke und Sonnenbrille. Er trug trotz der Schwüle eine Mütze und nippte an einem Glas Wasser.

Dann passierten drei Dinge gleichzeitig: Lana ließ den Teller fallen, den sie in der Hand gehalten hatte, und er landete klirrend auf dem Boden; der Carhartt-Mann blickte über den Rand seiner Sonnenbrille hinweg auf; und mich durchfuhr eine Schockwelle des Wiedererkennens, die mich wie Espenlaub erzittern ließ.

Wir starrten einander an – der Mann und ich –, und er sah, wie meine Erinnerung zurückkehrte. Als unsere Blicke sich trafen, fielen mir Dinge wieder ein, die ich längst vergessen hatte: Vor über zehn Jahren hatte sein Auto nach Weihnachtsbäumen gerochen. Er hatte

Pfannkuchen *und* Eier bestellt, als wir zum Frühstück angehalten hatten. Ich hatte einen lilafarbenen Pulli aus Cordsamt über einem gestreiften T-Shirt getragen, dazu Leggings und weiße Cowboystiefel mit silbernen Schnallen, auf die ich ungeheuer stolz gewesen war. Er hatte mir Geschichten erzählt, von denen ich einige gekannt hatte und andere nicht. Ich hatte nicht behalten können, wovon sie gehandelt hatten, aber ich erinnerte mich an das Gefühl, das sie mir vermittelt hatten: ein Gefühl, wie man es von guter Poesie bekommt, von *echter* Poesie, die einem den Nacken kribbeln lässt und Tränen in die Augen treibt.

Es war der Mann, der mich in seinem blauen Buick fortgestohlen hatte. Der Mann, den ich für meinen Vater gehalten hatte. Sein rotes Haar war unter der Mütze verborgen, aber ich erkannte seine blauen Augen wieder. Damals war ich klein gewesen und mir lediglich bewusst, dass es sich bei ihm um einen Erwachsenen handelte. Nun bemerkte ich, wie jung er war – er wirkte wie zwanzig, vielleicht fünfundzwanzig. Seit ich ihn zuletzt gesehen hatte, waren elf Jahre vergangen, und trotzdem sah er haargenau so aus wie damals: absurd jung. Es *war* absurd. Und doch wusste ich mit absoluter Gewissheit, dass er es war und dass er meinetwegen hier war.

Während all das auf mich einstürzte, war er bereits aufgestanden. Er hatte sich sein Buch gegriffen und hielt mit großen Schritten auf den Ausgang zu. Und noch bevor die Glöckchen über der Tür des Cafés zu bimmeln aufhörten, setzte ich ihm auch schon nach. Dabei kam mir ein Laptopkabel in die Quere und beinahe hätte ich den dazugehörigen Computer vom Tisch gerissen. Doch bis ich mich entschuldigt und die Tür aufgestoßen hatte, war der Mann nicht mehr zu sehen. Ich suchte mit den Augen den ruhigen Gehsteig zu beiden Seiten ab, und meine Hände sehnten sich nach einer Zigarette, an der sie sich festhalten konnten. Meine Mom und ich hatten aufgehört zu rauchen, als wir bei Harold eingezogen waren.

Aber der Mann war verschwunden und nach ein paar Minuten ging ich wieder hinein.

Auf dem Tisch hatte er eine leere Tasse zurückgelassen. Eine zusammengeknüllte Serviette. Und eine Feder, einen Kamm und einen Knochen. Die Feder war dunkelgolden, mit einer feinen glasgrünen Spitze. Der Kamm bestand aus rotem Plastik. Der Knochen musste von einem Huhn stammen, doch er hatte die Form eines menschlichen Fingerknochens. Er war ausgebleichen und makellos sauber. Die drei Gegenstände waren wie eine Hieroglyphe angeordnet, ungefähr in Form des Pi-Zeichens, das sich mir ins Hirn brannte, während ich sie allesamt in meine Schürzentasche schob.

»Okay, was war das denn?« Ich hatte Lana noch nie so interessiert an mir erlebt. »Süße, deine ... deine Lippen sind ganz *weiß*. Hat der Kerl dir was getan?«

*Er hat mich entführt, als ich sechs war. Ich glaube, er ist vielleicht ein Time Lord.* »Niemand. Ich meine, das war niemand. Ich habe mich getäuscht. Ich dachte, ich hätte ihn erkannt, aber ich habe mich geirrt.«

»Nee, klar. Nichts von dem, was du gerade gesagt hast, stimmt, aber wie du meinst. Du setzt dich jetzt einfach hier hin, ich bringe dir was zu essen, und du arbeitest erst weiter, wenn du nicht mehr so beschissen aussiehst. Allerdings muss ich in zwanzig Minuten los, also schaust du bis dahin hoffentlich wieder besser aus.«

Ich ließ mich mit wackeligen Knien auf einen Stuhl fallen. Eine der Verlobungsringdamen warf mir einen stirnrunzelnden Blick zu und klopfte mit den Knöcheln an ihre Tasse, als erwarte sie, ihr Getränk kostenlos nachgefüllt zu bekommen. *Provozier mich ruhig*, dachte ich. War jedoch zu schwach, um wütend zu werden.

Zu verängstigt. Nennen wir es ruhig beim Namen, Alice. Vielleicht hätte ich mir selbst einreden können, was ich so gern glauben wollte: dass ich den Mann nie zuvor getroffen hatte, er bloß ein wenig jemandem ähnelte, dem ich vor über zehn Jahren kurz begegnet war. Und vielleicht hätte ich ihn auch wieder ganz vergessen können – wäre da nicht das Buch gewesen, das ich in seinen Händen entdeckt hatte, als er aus der Tür gerauscht war.

Ich hatte das Buch seit Jahren nicht mehr gesehen, doch ein Blick auf das vertraute grüne Cover hatte mir genügt.

Er hatte die *Märchen aus dem Hinterland* gelesen. Natürlich. Was auch sonst.